



Yu Hua



Die

»Surreal und beißend:
Yu Huas schärfste Kritik am
modernen China.«
New York Times

sieben

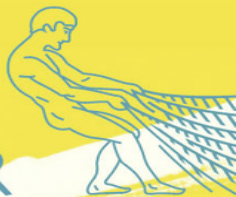
letzten



Roman

Tage

S. FISCHER



Yu Hua

Die sieben letzten Tage

Roman

Aus dem Chinesischen von Ulrich Kautz

 | E-BOOKS

Über dieses Buch

Yang Fei ist erst 41 und schon tot. Bevor aber seine Seele ins Jenseits geht, befindet sich der Verstorbene sieben Tage in einem Zwischenreich, wo er sein Leben Revue passieren lässt. Seine Geburt ist dramatisch: Die hochschwangere Mutter verliert das Kind auf dem Abort des Zuges, zum Glück findet der Streckenwärter Yang Jinbiao das Kind auf den Schienen und nimmt es auf. Im modernen China bleibt sein Leben dramatisch: der Abriss seiner Wohnung durch Spekulanten, die Verarmung seines Ziehvaters durch Krankheit und dann verlässt ihn noch seine große Liebe Li Qing für einen reichen Mann. Yu Hua ist ein Meister der Groteske, immer mit einer gesalzenen Prise China-Kritik versehen.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Biografie

Yu Hua hat fünf Jahre als Zahnarzt praktiziert, bevor er Schriftsteller wurde. Auf Deutsch sind von ihm erschienen ›Leben‹ (1998), der von Zhang Yimou verfilmt wurde, ›Der Mann, der sein Blut verkaufte‹ (2000) und zuletzt ›Brüder‹ (2009). ›China in zehn Wörtern‹ (2012) durfte in China nicht erscheinen. Yu Hua wurde 1960 in der ostchinesischen Provinz Zhejiang geboren und lebt in Peking.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Impressum

Erschienen bei FISCHER E-Books

Die Originalausgabe erschien 2013 unter
dem Titel ›Di-qi tian‹ bei Xinxing Chubanshe, Beijing
© Yu Hua, 2013

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2017 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114, D-60596
Frankfurt am Main

Covergestaltung: c/o QART Büro für Gestaltung Simone
Andjelkovic

Coverabbildung: nach einer Idee und unter Verwendung einer
Illustration von Linda Huang

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu
unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen
Textes kommen.

Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.

ISBN 978-3-10-490356-9

Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Hinweise des Verlags

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Im Text enthaltene externe Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstanbieter zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Dieses E-Book enthält möglicherweise Abbildungen. Der Verlag kann die korrekte Darstellung auf den unterschiedlichen E-Book-Readern nicht gewährleisten.

Wir empfehlen Ihnen, bei Bedarf das Format Ihres E-Book-Readers von Hoch- auf Querformat zu ändern. So werden insbesondere Abbildungen im Querformat optimal dargestellt. Anleitungen finden sich i.d.R. auf den Hilfeseiten der Anbieter.

Inhalt

Motto
.....

Der erste Tag
.....

Der zweite Tag
.....

Der dritte Tag
.....

Der vierte Tag
.....

Der fünfte Tag
.....

Der sechste Tag
.....

Der siebte Tag
.....

Und also vollendete Gott am siebenten Tag seine Werke, die er machte, und ruhte am siebenten Tage von allen seinen Werken, die er machte.

1. Mose, 2-2

Der erste Tag

Dichter Nebel lag über der Stadt, als ich die Wohnung verließ und meine Schritte auf die Straße lenkte, wo kaum ein Mensch unterwegs war. Mein Ziel war das Krematorium, vielmehr: das Bestattungsinstitut, wie es jetzt hieß. Man hatte mich benachrichtigt, ich solle mich dort vor neun Uhr in der Frühe einfinden; meine Einäscherung sei für halb zehn angesetzt.

Die vergangene Nacht war von ohrenbetäubendem Krach erfüllt gewesen. Kaum war das Dröhnen und Poltern des einen einstürzenden Gebäudes vorbei, folgte schon das nächste. Es war, als würden sich lauter todmüde Häuser nacheinander zur Ruhe begeben. Ich fand in dem anhaltenden Krach fast keinen Schlaf. Morgens machte ich die Wohnungstür auf. Da verstummte der Lärm plötzlich, als hätte ich durch das Öffnen der Tür einen Schalter umgelegt. Dann sah ich, dass zu den schon seit mehr als zehn Tagen an der Tür klebenden Zetteln mit der Benachrichtigung, meine Strom- und Wasserrechnungen seien fällig, ein weiterer Zettel gekommen war, mit dem ich aufgefordert wurde, ins Bestattungsinstitut zu kommen. Der war allerdings durch den feuchten Nebel aufgeweicht, so dass die Schrift fast nicht zu entziffern war.

Von der Stadt, in der ich lebte, war in dem undurchdringlichen Nebel kaum etwas zu erkennen. Es war, als gäbe es für diese Stadt keinen hellen Tag und keine dunkle Nacht mehr, keinen Morgen und keinen Abend. Während ich zur Bushaltestelle ging, tauchten hin und wieder schemenhafte Gestalten vor mir auf, nur um sogleich ebenso unvermittelt wieder zu verschwinden. Vorsichtig tastend bewegte ich mich vorwärts, die Straße entlang, bis ich plötzlich auf ein Hindernis stieß, das gerade in diesem Moment vor mir aus der Erde gewachsen zu sein schien. Offenbar handelte es sich um das Haltestellenschild. Darauf müsste dann ja etwas stehen, überlegte ich. Wenn es »203« war, dann war es die Buslinie, mit der ich fahren wollte. Aber die Schrift war nicht zu erkennen, auch nicht, als ich versuchte, sie mit der Hand zu ertasten. Als ich mir die Augen rieb, um klarer zu sehen, glaubte ich jedoch, so etwas wie »203« zu erkennen, demnach war dies tatsächlich die gesuchte Bushaltestelle. Ich hatte das komische Gefühl, mit meinen Augen stimme etwas nicht: Das rechte befand sich dort, wo es schon immer gewesen war, doch das linke war auf den Backenknochen gewandert. Dann merkte ich, dass neben der Nase etwas klebte, ebenso auch unter dem Kinn. Ich fasste mit der Hand dorthin, da stellte sich heraus, das neben der Nase war die Nase, das unter dem Kinn das Kinn – sie waren in meinem Gesicht einfach nur verrutscht.

In dem wabernden Nebel hörte ich ein großes Getöse, das mal anschwell, mal abflaute wie die Wellen des Meeres. Es kam mir irgendwie unwirklich vor, dass ich da stand und auf Bus

Nr. 203 wartete, während ich ganz deutlich hörte, wie vor mir in rascher Folge zahlreiche Autos zusammenstießen, ich in dem dichten Nebel aber absolut nichts erkennen konnte. Ich hörte nur das Krachen der vielen kollidierenden Fahrzeuge. Ein Lkw schoss plötzlich aus dem Nebel hervor und fuhr um Haaresbreite an mir in Richtung des grellen Lärms vorbei, der gleich darauf explosionsartig anschwell wie brodelndes Wasser, das aus der Tiefe emporschießt.

Ich blieb dort stehen, wartete weiter. Dann jedoch überlegte ich, nach einer derartigen Massenkarambolage kann der Bus diese Haltestelle ja gar nicht anfahren, besser, ich laufe zur nächsten.

Unterwegs bemerkte ich trotz meiner tränenden Augen, dass es schneite. Die durcheinanderwirbelnden Flocken wirkten in dem dichten Nebel wie Lichtflecken und fühlten sich ein bisschen warm an, wenn sie auf mein Gesicht trafen. Ich blieb stehen und beobachtete, wie sie auf meine Kleidung fielen, die sich vor dem Schnee abhob und immer deutlicher zu erkennen war.

Mir war bewusst, dass dies ein wichtiger Tag war: der erste Tag nach meinem Tod. Doch war ich weder gewaschen, noch trug ich ein Sterbegewand – in meiner Alltagskleidung, eingehüllt in meinen alten wattierten Mantel, ging ich zu dem Bestattungsinstitut! Ich schämte mich plötzlich meiner Gedankenlosigkeit und kehrte kurz entschlossen um.

Die wirbelnden Schneeflocken sorgten inzwischen für mehr Helligkeit in dieser Stadt, auch hatte sich der Nebel offenbar ein

wenig gelichtet, so dass ich jetzt undeutlich Passanten und Fahrzeuge wahrnahm. An der Haltestelle, wo ich eben gestanden hatte, herrschte ein unglaubliches Durcheinander: Die Straße war von zirka zwei Dutzend kreuz und quer stehenden Autos verstopft, auch Polizei- und Rettungsfahrzeuge waren zur Stelle. Auf dem Boden lagen schon mehrere Personen, weitere wurden aus den völlig deformierten Fahrzeugen gezogen, manche stöhnten, andere schluchzten, und einige waren einfach nur stumm vor Entsetzen. Ich blieb einen Moment stehen und vergewisserte mich, dass auf dem Haltestellenschild tatsächlich »203« stand, ehe ich weiterging.

Zurück in meiner Wohnung, zog ich die unpassende Kleidung aus, stellte mich nackt vor das Spülbecken, drehte den Wasserhahn auf und säuberte mich mit den Händen. Dabei stellte ich fest, dass mein Körper mehrere klaffende Wunden aufwies, in denen Schmutz klebte, sogar kleine Steinchen und Holzsplitter, die ich jetzt vorsichtig herausklaubte.

In diesem Moment klingelte das Handy, das ich neben mein Kopfkissen gelegt hatte. Seltsam! Es war doch schon vor zwei Monaten wegen offenstehender Rechnungen stillgelegt worden, und jetzt klingelte es plötzlich? Ich drückte die grüne Taste und sagte leise: »Ja, bitte?«

»Sind Sie Yang Fei?«, fragte eine Stimme.

»Ja.«

»Hier ist das Bestattungsinstitut. Wo sind Sie gerade?«

»Bei mir zu Hause.«

»Wieso denn das?«

»Ich säubere mich gerade.«

»Es ist kurz vor neun! Und da waschen Sie sich noch?!«

»Ich bin gleich bei Ihnen«, erwiderte ich entschuldigend.

»Beeilen Sie sich, und bringen Sie Ihre Meldenummer mit.«

»Meldenummer? Wo soll denn die sein?«

»Die klebt an Ihrer Tür.«

Dann wurde aufgelegt. Ich ärgerte mich ein bisschen, dass man sogar bei so einer Angelegenheit noch zur Eile gemahnt wurde, legte das Handy weg und fuhr fort, in Ruhe meine Wunden zu säubern. Dann aber beschleunigte ich doch die Waschung, indem ich eine Essschüssel mit Wasser füllte, um die in den Wunden verbliebenen Steinchen und Holzsplitter fortzuspülen.

Nass, wie ich war, ging ich danach zum Kleiderschrank und suchte ein Totengewand, fand jedoch nichts dergleichen, außer einem Schlafanzug aus weißer Seide, der vielleicht als Sterbekleid durchgehen mochte. Der Pyjama war mit einem kaum wahrnehmbaren Blumenmuster bedruckt; die zwei gestickten roten Schriftzeichen *Li Qing* auf der Brust, Hinterlassenschaft meiner kurzlebigen Ehe, waren schon ziemlich verblasst. Meine damalige Frau Li Qing hatte seinerzeit in dem Geschäft zwei gleiche, in der Mitte geknöpfte Pyjamas im chinesischen Stil ausgesucht und eigenhändig auf ihrem Oberteil meinen und auf meinem Oberteil ihren Namen aufgestickt. Seit dem Ende unserer Ehe hatte ich diesen Schlafanzug nicht mehr getragen, jetzt aber zog ich ihn an. Die weiße Seide fühlte sich warm an wie eben die Schneeflocken.

Ich machte die Tür auf und betrachtete die Benachrichtigung des Bestattungsinstituts noch einmal ganz genau. Richtig, da stand »A3« – das sollte wohl die Meldenummer sein. Ich löste den Zettel von der Tür, faltete ihn zusammen und verstaute ihn sorgfältig in der Tasche meines Pyjamas.

Schon im Gehen, hatte ich das Gefühl, es fehle noch etwas. Ich stand inmitten der tanzenden Schneeflocken und dachte nach. Richtig, die schwarze Binde! Ich war ja alleinstehend, niemand würde um mich trauern, also musste ich es selbst tun.

Ich ging noch einmal in die Wohnung zurück und durchwühlte den Kleiderschrank nach schwarzem Tuch für eine Trauerbinde, fand aber nichts, obwohl ich lange suchte. Ich entdeckte nur ein schwarzes Hemd. Das war jedoch so alt, dass es mittlerweile eher grau aussah. Aber ich hatte ja keine Wahl. Also schnitt ich ein Stück aus einem Ärmel heraus und streifte es über den linken Schlafanzugärmel. Meine Trauerkleidung als Hinterbliebener meiner selbst war zwar nicht perfekt, aber ich war dennoch einigermaßen zufrieden.

Mein Handy klingelte abermals.

»Yang Fei?«

»Ja, der bin ich.«

»Ich rufe vom Bestattungsinstitut an. Wollen Sie denn nun verbrannt werden oder nicht?«

Nach kurzem Zögern sagte ich: »Ja. Doch.«

»Es ist aber schon halb zehn! Sie kommen zu spät.«

»Zu so etwas kann man auch zu spät kommen?«, fragte ich vorsichtig.

»Wenn Sie verbrannt werden wollen, müssen Sie sich jetzt beeilen!«

Der Wartesaal des Bestattungsinstituts war groß und geräumig. Draußen hatte sich der Nebel mittlerweile allmählich aufgelöst, drinnen aber war es noch immer dunstig. Das Licht der in großen Abständen voneinander angeordneten kerzenförmigen Wandlampen, die den Saal erleuchteten, war genauso weißlich wie eben die Schneeflocken, so dass mir ein bisschen warm wurde – keine Ahnung, wieso, aber wenn ich etwas Weißes sehe, wird mir immer gleich warm.

Rechts im Saal erblickte ich mehrere Reihen Plastikstühle mit fest verankerten Trägerrahmen aus Stahl; links war der Sesselbereich, in dem bequeme Polsterstühle zu kreisförmigen Sitzgruppen zusammengestellt worden waren, in deren Mitte jeweils ein Teetisch mit künstlichen Blumen in einer Vase stand. Auf den Plastikstühlen warteten zahlreiche Leute auf ihre Feuerbestattung, während im Sesselbereich lediglich fünf Personen saßen, die mit ihren lässig übereinandergeschlagenen Beinen schon äußerlich dem Klischee des Erfolgsmenschen entsprachen. Die Leute auf den Plastikstühlen dagegen harrten aufrecht sitzend ehrfurchtsvoll der Dinge, die da kommen sollten.

Als ich den Saal betrat, kam ein spindeldürrer Mann in einem verschlissenen blauen Arbeitsanzug mit ebenso verschlissenen weißen Baumwollhandschuhen auf mich zu. Ich

hatte das Gefühl, sein Kopf bestehe nur aus Knochen, ohne Fleisch und Haut.

Er schaute in mein verrutschtes Gesicht und begrüßte mich leise: »Guten Morgen.«

Ich fragte: »Bin ich hier richtig im Krematorium?«

»Es heißt jetzt nicht mehr Krematorium, sondern Bestattungsinstitut.«

Ich merkte, dass meine Frage irgendwie unangemessen gewesen war, etwa so, als hätte ich in einem Luxushotel gefragt: »Ist dies hier die Pension Soundso?«

In der Stimme des Alten lag unendliche Müdigkeit; ich hörte sofort, dass er nicht der Mann war, der sich am Telefon mit »Hier ist das Bestattungsinstitut« gemeldet hatte. Als ich mich wegen meiner Verspätung entschuldigte, schüttelte er leicht den Kopf und beruhigte mich, am heutigen Tag seien schon viele zu spät gekommen. Meine Meldenummer allerdings gelte jetzt wegen der Terminüberschreitung nicht mehr. Er ging zu dem Nummernautomaten neben der Eingangstür und zog eine Wartenummer für mich, die er mir dann übergab.

Ich war von »A3« auf »A64« gerutscht; der Anzeige zufolge warteten vor mir noch vierundfünfzig Personen auf ihre Abfertigung.

Ich fragte: »Werde ich denn heute überhaupt noch drankommen?«

»Jeden Tag verfallen viele Wartenummern nach dreimaligem Aufruf«, antwortete der Alte.

Mit seiner weiß behandschuhten Rechten zeigte er auf die Plastikstühle, dort solle ich warten. Als er sah, dass mein Blick auf den Sesselbereich gerichtet war, wies er mich darauf hin, dass dies die VIP-Lounge sei; ich aber gehöre von meinem Status her in den gewöhnlichen Wartebereich. Während ich mit meiner Wartenummer »A64« zu den Plastikstühlen ging, hörte ich ihn vor sich hin murmeln: »Ach ja, wieder so ein bedauernswerter Mensch, dessen Gesicht niemand in Ordnung gebracht hat ...«

Ich setzte mich auf einen der Plastikstühle. Der Alte im Blaumann ging in dem Gang zwischen den beiden Wartebereichen tief in Gedanken verloren auf und ab. Der Rhythmus seiner Schritte richtete sich danach, wie oft an die Tür geklopft wurde. Es kamen ständig neue Nachzügler, die er begrüßte, mit einer neuen Wartenummer versah und dann mit einer entsprechenden Geste zu den Plastikstühlen dirigierte. Nur einen offenbar prominenten Nachzügler geleitete er persönlich zum Sesselbereich.

Sowohl die auf den Plastikstühlen Wartenden als auch die nunmehr sechs VIPs unterhielten sich miteinander, Letztere lautstark wie Sänger auf der Bühne, die Leute auf meiner Seite dagegen eher leise wie die Musiker im Orchestergraben, die die Gesangsstars begleiten.

Im VIP-Bereich ging es um die Themen *Sterbegewand* und *Urne*. Alle sechs trugen exquisite, mit handgestickten, farbenfrohen Mustern geschmückte Totenkleider aus Naturseide, deren Preise in der Unterhaltung beiläufig erwähnt

wurden. Jedes der sechs Sterbegewänder kostete demnach mehr als zwanzigtausend Yuan. Mich erinnerten sie an die Hofkleidung, wie sie vorzeiten im Kaiserpalast getragen wurde. Anschließend plauderten die VIPs über ihre Urnen, sämtliche Kastenurnen aus indischem Sandelholz und mit feiner Schnitzerei verziert, zu über sechzigtausend Yuan das Stück. Auch die Bezeichnungen auf den Kassetten klangen ziemlich vollmundig: *Sandelholz-Palast, Halle des Kranichs, Drachenhalle, Phönixhalle, Einhornhalle* und *Kaiserliches Westgrab*.

Über ganz ähnliche Themen wurde auch auf den Plastikstühlen geredet. Bei den Sterbegewändern handelte es sich durchweg um Totenkleider aus Kunstseide-Baumwoll-Mischgewebe zu plus/minus eintausend Yuan das Stück, und die Urnen waren entweder aus Zypressenholz oder aus gewöhnlicher Tischlerplatte geschreinert und wiesen keine Schnitzerei auf. Die teuerste kostete achthundert Yuan, die billigste zweihundert. Auch die Aufschriften unterschieden sich von denen der Luxus-Urnen: *Asche zu Asche* oder *Ewiges Gedenken* stand da einfach nur.

Im Unterschied zu den VIPs, die einander stolz erzählten, wie teuer ihr Sterbegewand und ihre Urne gewesen seien, ging es bei den gewöhnlichen Sterblichen darum, wer von ihnen das beste Schnäppchen gemacht habe. Zwei Männer in der Reihe vor mir stellten fest, dass ihr Totenkleid aus demselben Laden stammte, doch hatte es bei dem einen fünfzig Yuan mehr

gekostet als bei dem anderen. »Ach ja, meine Alte kann einfach nicht feilschen!«, seufzte der Geprellte.

Manche von den Leuten auf den Plastikstühlen trugen traditionelle Sterbegewänder im Stil der Ming- und Qing-Dynastien, andere moderne Totenkleider wie zum Beispiel Funktions-Uniformen oder Anzüge westlichen Schnitts. Der weiße Schlafanzug mit Mittelknopfleiste nach chinesischer Tradition, den ich angezogen hatte, weil mir morgens zum Glück gerade noch rechtzeitig aufgefallen war, dass ein plustringer, wattierter Wintermantel sich kaum als Totenkleid eignet, war zwar auch ein bisschen schäbig, aber im Plastikstuhl-Wartebereich konnte man das wohl gerade noch so durchgehen lassen.

Mehr Sorgen machte mir, dass ich keine Urne hatte, nicht einmal ein Billigmodell à la *Asche zu Asche* oder *Ewiges Gedenken*. Ich fing an, mir Gedanken zu machen, was denn mit meiner Asche geschehen würde. Sollte sie im Meer verstreut werden? Ausgeschlossen! Das kam nur für die sterblichen Überreste großer Persönlichkeiten in Frage, die mit Sondermaschinen transportiert und von Kriegsschiffen eskortiert wurden, ehe sie vor den Augen der schluchzenden Angehörigen beziehungsweise Untergebenen den Wellen überantwortet wurden. Auf meine Asche aber warteten, wenn sie aus der Brennkammer kam, Besen und Kehrschaufel und zum Schluss ein Mülleimer.

Ein alter Mann, der neben mir saß, wandte sich zu mir um und sagte erstaunt, als er mein Gesicht sah: »Sind Sie nicht

gewaschen worden? Hat man Ihnen das Gesicht nicht gerichtet?»

»Gewaschen bin ich«, erwiderte ich. »Das habe ich selbst erledigt.«

»Aber Ihr Gesicht – der linke Augapfel ist ja herausgefallen, und die Nase sitzt ganz schief an der Seite, auch der Unterkiefer hängt runter.«

Mir fiel ein, dass ich bei meiner Waschung gar nicht an mein Gesicht gedacht hatte. Beschämt sagte ich: »Stimmt, mein Gesicht wurde nicht gerichtet.«

»Ihre Leute sind aber auch gar zu nachlässig«, meinte der Alte. »Das Gesicht haben sie nicht in Ordnung gebracht, und geschminkt sind Sie auch nicht.«

Kein Wunder, ich bin ja alleinstehend. Mein Ziehvater Yang Jinbiao, bei dem ich aufwuchs, ist vor über einem Jahr spurlos verschwunden, als er merkte, dass er unheilbar krank war. Ja, und meine leiblichen Eltern, die in einer fernen Stadt im Norden leben, haben keine Ahnung, dass ihr Sohn sich schon in einer anderen Welt befindet.

Meine Sitznachbarin auf der anderen Seite hatte unsere Unterhaltung verfolgt. Sie musterte meine Kleidung und sagte: »Merkwürdig! Mich erinnert Ihr Totenkleid an einen Pyjama.«

»Das ist Trauerkleidung«, erwiderte ich.

»Trauerkleidung?«, fragte sie verblüfft.

»Trauerkleidung ist dasselbe wie Totenkleid«, sagte der Alte.

»Totenkleid klingt einfach besser.«

Mir fiel auf, dass die Gesichter der beiden stark geschminkt waren, als ob auf sie ein Auftritt im Theater warte und nicht die Einäscherung in der Brennkammer.

Ein auf dem Plastikstuhl vor mir wartender Mann beschwerte sich bei dem Alten im Blaumann: »Ich warte hier schon ewig, und in der ganzen Zeit ist noch keine einzige Nummer aufgerufen worden!«

»Die Trauerfeier für den verstorbenen Bürgermeister ist noch im Gange. Morgens wurden drei Personen verbrannt, danach war Schluss. Jetzt muss erst einmal der Bürgermeister in die Brennkammer. Sie alle kommen an die Reihe, wenn er durch ist.«

Der Frager gab sich nicht zufrieden: »Warum müssen wir denn unbedingt warten, bis der Bürgermeister verbrannt ist?«

»Das weiß ich nicht.«

Ein anderer fragte: »Wie viele Öfen haben Sie denn hier?«

»Zwei, einen Import-Ofen und einen aus einheimischer Produktion. Der Import-Ofen ist für die Promis, der andere für Sie.«

»Und der Bürgermeister ist ein Promi?«

»Ja.«

»Braucht der zwei Öfen zum Verbrennen?«

»Der Bürgermeister kommt in den Import-Ofen.«

»Dann verstehe ich nicht, warum auch der andere noch für ihn reserviert wird, wenn er doch in den Import-Ofen kommt!«

»Das kann ich Ihnen auch nicht sagen, ich weiß nur, dass im Moment beide Öfen stillgelegt sind.«

Jetzt winkte ein im VIP-Bereich sitzender Mann den Alten zu sich heran. Der trabte auch sofort im Laufschrift zu ihm hin.

»Wie lange wird die Trauerfeier für den Bürgermeister noch dauern?«, fragte der Mann.

»Das weiß ich nicht so genau«, erwiderte der Alte im Blaumann. »Wahrscheinlich noch eine Weile«, fügte er nach einem Moment hinzu. »Bitte gedulden Sie sich noch ein wenig.«

Ein gerade angekommener Nachzügler, der im Gang zwischen den beiden Wartebereichen stand und diesen Dialog mit angehört hatte, schaltete sich jetzt ein: »Alle großen und kleinen Beamten der Stadt und jedes Landkreises in der Umgebung, insgesamt über tausend Personen, nehmen vom verstorbenen Bürgermeister Abschied. Sie können ja nicht rennen, sondern müssen sich dem Leichnam gemessenen Schrittes nähern, manche zusätzlich auch ein paar Tränen vergießen.«

Der VIP schnaubte verächtlich: »Was ist denn an einem Bürgermeister so besonders?«

Der zu spät Gekommene war noch nicht fertig mit seinem Bericht: »Seit heute Morgen sind alle wichtigen Straßen gesperrt«, sagte er. »Der Wagen mit dem Leichnam des Bürgermeisters bewegt sich nur im Schrittempo vorwärts, dahinter folgen mehrere hundert Pkw, die dem Toten das Geleit geben. Ein Weg, den man normalerweise in einer halben Stunde zurücklegt, dauert auf diese Weise dreimal so lange. Auch jetzt sind die Hauptstraßen noch gesperrt; sie werden erst

wieder freigegeben, wenn die Asche des Toten zurückgebracht worden ist.«

Jetzt war mir klar: Weil man die Hauptstraßen abgeriegelt hatte, herrschte Verkehrschaos auf den anderen Straßen. Ich dachte daran, dass ich morgens im dichten Nebel erlebt hatte, wie immer wieder Autos ineinanderknallten, und welch ein unglaubliches Chaos danach herrschte. Dann fiel mir auch wieder ein, dass vor zwei Wochen Presse und Fernsehen die Nachricht vom plötzlichen Ableben des Bürgermeisters bekanntgegeben hatten. Die offizielle Todesursache war Herzversagen infolge von Stress und Überarbeitung. Im Netz kursierte allerdings eine andere Version, der zufolge der Bürgermeister in der Executive Suite eines Fünf-Sterne-Hotels mit einem hübschen Model im Bett lag und beim Orgasmus plötzlich einen Herzinfarkt erlitt, woraufhin das erschrockene Mädchen schreiend und schluchzend auf den Flur rannte, ohne zu bedenken, dass sie splitternackt war.

Inzwischen hatten sich die Gespräche sowohl im Sesselbereich als auch auf den Plastikstühlen dem Thema *Grab* zugewandt. Ich bekam mit, dass es sich bei den Normalsterblichen durchweg um Grabstellen mit einer Fläche von einem Quadratmeter handelte, bei den VIPs dagegen um Begräbnisstätten mit einer Größe von mindestens sechshundert Quadratmetern. Vielleicht hatte im VIP-Bereich jemand mit angehört, was auf den Plastikstühlen diskutiert wurde, denn von dort kam die Bemerkung: »In einem Ein-Quadratmeter-Grab hat man doch gar keinen Platz!«

Auf den Plastikstühlen wurde es nun ganz still, alle lauschten atemlos, von welch unfassbarem Luxus im Sesselbereich die Rede war. Auf fünf der dort sitzenden sechs Männer warteten Gräber auf wolkenumhüllten Berggipfeln mit Blick auf den Ozean, Ehrfurcht gebietende Meerblick-Luxusgräber halt. Nur eine Grabstelle war auf einer ringsum von Berggipfeln begrenzten Ebene angelegt worden. In einem dicht bewachsenen Hain plätscherte dort ein Bächlein, Vögel zwitscherten, und als Grabstein diente ein Felsbrocken, der schon seit Jahrtausenden an dieser Stelle lag. Der Besitzer dieser Grabstätte scherzte, jetzt seien doch Bio-Lebensmittel große Mode, da habe er sich halt einen Bio-Grabstein gesichert. Was die Grabdenkmäler der anderen fünf Gesprächspartner betraf, so handelte es sich bei zwei von ihnen um verkleinerte Repliken von Gebäuden – ein traditioneller chinesischer Wohnhof und eine Villa im europäischen Stil – und bei zwei weiteren um herkömmliche Grabsteine. »All dieser Protz und Prunk ist nichts für uns!«, erklärten sie.

Eine echte Überraschung aber war, was der fünfte über sein Grab erzählte. Sein Grabstein war nämlich eine Nachbildung des Denkmals für die gefallenen Volkshelden auf dem Tian'anmen-Platz in Beijing, und zwar im Maßstab des Originals. Nur die Inschrift »Ewiger Ruhm den Helden des Volkes!«, eine eigenhändige Kalligraphie Mao Zedongs, war durch die Worte »Ewiger Ruhm Genossen Li Feng!« ersetzt worden, auch diese jedoch in der Handschrift Maos, denn die Familienangehörigen hatten die Schriftzeichen für »Genosse Li

Feng« einzeln aus Maos Manuskripten zusammengesucht, so dass sie vergrößert und in Stein gemeißelt werden konnten.

»Genosse Li Feng – das bin ich«, ergänzte der Mann.

Einer seiner Gesprächspartner sagte: »Das ist aber riskant, haben Sie keine Angst, dass so ein Grabdenkmal irgendwann von den Behörden abgerissen wird?«

Als hätte er mit diesem Einwand gerechnet, erwiderte der Besitzer jenes Grabes: »Bei den Behörden vor Ort habe ich vorgesorgt – hat mich einiges gekostet! Das einzige Problem ist, dass die Medien ferngehalten werden müssen. Meine Familie hat aber bereits entsprechende Sicherheitsmaßnahmen ergriffen und zwölf Wachmänner dorthin geschickt, die sorgen dafür, dass kein Reporter Zugang erhält. Zwölf Mann, das ist die Sollstärke einer Gruppe in der Armee, da muss ich mir keine Sorgen machen, dass meine Ruhe gestört wird.«

Plötzlich flammten die in zwei Reihen angeordneten Deckenlampen auf und machten aus dem Dämmerlicht im Wartesaal im Nu hellichten Tag. Der Alte im Blaumann eilte zum Portal, durch das jetzt der Bürgermeister – schwarzer Anzug, weißes Hemd, schwarze Krawatte – mit undurchdringlicher Miene den Saal betrat. Sein Gesicht war stark geschminkt, die dicken Augenbrauen waren kohlschwarz und die Lippen leuchtend rot. Der Alte näherte sich ihm und wies ihn fürsorglich ein: »Herr Bürgermeister, bitte nehmen Sie noch einen Moment in unserer Luxus-VIP-Lounge Platz.«

Der Bürgermeister nickte unmerklich und folgte dem Alten zu zwei riesigen Türen, die sich langsam vor ihm öffneten und

»Vor drei Jahren sah ich Shumei zum ersten Mal, sie arbeitete in einem Friseursalon, an dem ich vorbeikam. Eher zufällig fiel mein Blick auf die Eingangstür und auf die junge Frau, die dort stand, um die Kunden zu begrüßen, wie es ja üblich ist – Shumei. Auch ihr Blick streifte mich kurz, und sofort fing mein Herz an, wild zu klopfen, denn ein so schönes Mädchen hatte ich noch nie gesehen. Mir war, als hätte sie mir mit diesem Blick meine Seele geraubt. Nach ein paar Schritten konnte ich einfach nicht weitergehen. Ich zögerte lange, aber dann ging ich doch zurück. Sie stand immer noch an der Tür, und als ich sie ansah, schaute auch sie wieder zu mir hin. Da sprang mir fast das Herz aus der Brust. Nachdem ich zum zweiten Mal an ihr vorbeigegangen war, blieb ich abermals stehen, zögerte einen Augenblick und ging erneut zu dem Friseursalon zurück. Es war aber nicht Shumei, die jetzt dort die Kunden empfing, sondern ein anderes Mädchen; Shumei wusch drinnen einer Kundin die Haare. Als sich diesmal unsere Blicke trafen – in einem Spiegel –, sah sie mich schon etwas länger an.

Ich trieb mich eine Weile in der Nähe des Salons herum, aber schließlich raffte ich all meinen Mut zusammen, ging hinein und wurde von dem Mädchen am Eingang, das mich für einen Kunden hielt, liebenswürdig begrüßt. Ich stammelte, ob denn ihr Chef zu sprechen sei. Daraufhin schaltete sich der Mann an der Kasse ein, dass er der Chef sei. Ich fragte, ob er jemanden zum Haarewaschen brauche. Er sagte, im Moment

nicht, aber im Salon gegenüber werde jemand gesucht, ich solle dort nachfragen.

Als ich hochverlegen den Friseursalon verließ, vermied ich den Augenkontakt mit Shumei. Ach ja, ihre Augen! – ich konnte sie einfach nicht vergessen, so lange ich auch ziellos durch die Straßen irrte. Nach ein paar Tagen fasste ich mir ein Herz und fragte abermals in dem Salon, ob sie einen Job für mich hätten, und wieder verwies mich der Geschäftsführer an den Salon gegenüber. Im Laufe des folgenden Monats wiederholte sich dieses Spielchen noch vier Mal. Ich merkte, dass Shumei mich beobachtete, sobald ich zur Tür hereinkam. Beim vierten Mal traf es sich, dass gerade ein Haarwäscher gekündigt hatte, so dass ich seine Stelle bekam.

Die Angestellten des Salons trugen alle eine Nummer, und da mein Vorgänger die Nummer 7 gewesen war, war ich nun die neue Nummer 7. Shumei, die das Ganze mitbekommen hatte, grinste mich verschwörerisch an.

Am Abend meines ersten Arbeitstages waren nur wenige Kunden in dem Salon. Shumei hatte sich in einen Friseursessel gesetzt und blätterte in einem Frisurenmagazin, wobei sie immer mal wieder aufschaute, ihr Haar ein wenig anders ordnete und im Spiegel prüfte, ob die betreffende Frisur ihrem Ideal nahe kam. Ich setzte mich in den Sessel neben ihr. Shumei drehte sich zu mir um und fragte, ob ich Asthma hätte, mein Gekeuche höre sich ja echt beängstigend an. Ich war nämlich so aufgeregt, dass ich kaum Luft kriegte. Ich schüttelte den Kopf und versicherte hastig, ich hätte kein Asthma.

Je länger ich neben ihr saß, desto aufgeregter wurde ich. Um nicht mehr wie ein Asthmatiker zu klingen, atmete ich ganz vorsichtig, fast so, als ob ich unter Wasser wäre und die Luft anhielte. Währenddessen fuhr sie fort, in dem Magazin zu blättern und Frisuren auszuprobieren. Schließlich gab ich mir einen Ruck und fragte sie nach ihrem Namen. Ohne aufzublicken, sagte sie: ›Nummer 3.‹ So abweisend klang das, dass ich ganz traurig wurde. Nach einem Moment aber blickte sie doch auf, sah mich lächelnd an und erkundigte sich, wie ich heiße. In meiner Verwirrung sagte ich: ›Nummer 7.‹ Kichernd fragte sie nach: ›Und welchen Namen trägt die Nummer 7?‹ – na klar, meine Mitarbeiternummer kannte sie ja sowieso schon! Ich antwortete hastig: ›Ich bin Wu Chao.‹ Sie klappte ihre Zeitschrift zu und sagte: ›Und die Nummer 3, die heißt Liu Mei.‹«

Hier brach Wu Chaos Bericht abrupt ab. Er blieb plötzlich stehen und blickte staunend auf die – mir inzwischen wohlvertraute – Szenerie, die sich vor seinen Augen entfaltete: ein ruhig strömender Fluss, grünes Gras, so weit das Auge reichte, üppig belaubte Bäume, die reiche Frucht trugen und deren Blätter nicht nur die Form eines Herzens hatten, sondern sich auch im Rhythmus des Herzschlags sanft bewegten. Und natürlich viele, viele Menschen, die sich dort ergingen, die meisten Skelette, einige aber auch noch mit Haut und Fleisch auf den Knochen.

Er drehte sich fragend zu mir um, sein Gesichtsausdruck spiegelte Überraschung wider. Ich sagte: »Geh ruhig hinüber,

die Baumblätter werden dir zuwinken, die Steine werden dir
zulächeln, der Fluss wird dich begrüßen. Dort gibt es weder
Kummer noch Schmerzen, weder Hass noch Feindschaft ... Im
Tode sind dort alle gleich.«

Er fragte: »Was für ein Ort ist das?«

Ich sagte: »Der Ort der Unbegrabenen.«

24. Januar 2013